

Nr. 187. Bromberg, den 18. August 1932.

„Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt"

Roman von Rolf Brandt.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wurmser saß bereits unten in der Halle. „Eine unangenehme Sache, Herr Baron: Bekannter Hochstapler hat sich als Fürst von Tervueren ausgegeben. Gibt es gar nicht, soviel ich weiß. Er hat dem alten General Warner den Leopoldsorden überbracht. Tolle Sache! Kennen Sie den Fall?"

„Nein", sagte Wurmser.

„Also, besagter junger Mann, namens Duvel, hat sich bei der Gelegenheit an die Schwägerin des Generals, eine junge Witwe, die in Deutschland geboren ist, herangemacht. Der Kerl hat die Frechheit gehabt, die ahnungslose Dame selbst hier in Rom aufzusuchen, und ist augenblicklich mit ihr auf und davon." Er griff in die Tasche. „Ich habe oben auf dem Zimmer der Dame einen Brief gefunden, den ich bei der ganzen Sachlage öffnen mußte. Ich halte es für unmöglich, daß er zu den Akten kommt. Hier ist der Brief, Herr von Wurmser! Die Dame hatte ihn noch nicht geöffnet."

Wurmser setzte sich plötzlich schwer in den Sessel, fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht: „Es ist sehr heiß . . . Ich habe in letzter Zeit etwas sehr viel mitgemacht . . . Ich danke Ihnen vielmals, Herr Doktor!"

„Leider muß ich Sie noch etwas belästigen, Herr Baron. Wann waren Sie das letztemal mit Frau Warner zusammen?"

„Vor drei Wochen", sagte Wurmser.

„Hat sie Ihnen irgend etwas von diesem angeblichen Fürsten oder Prinzen erzählt?"

„Kein Wort. Als ich sie kennenlernte, war sie sehr melancholisch. Ich schob das auf schlechte Erfahrungen ihrer ersten Ehe und ihrer unglücklichen Stellung zwischen den Völkern. Dann heiterte sie sich sichtlich auf; schließlich gab es zwischen uns beiden ein Mißverständnis, und Frau Warner zog sich ganz von allen gesellschaftlichen Veranstaltungen zurück."

„Ich danke Ihnen vielmals, Herr Baron, ich bin im Bilde. Darf ich Sie nun bekannt machen? Kapitän Brown, Adjutant des Generals Warner!"

Die beiden Herren machten kurze, sehr kühle Verbeugungen und sahen sich unfreundlich an. „Es ist eine scheußliche Sache", sagte schließlich Wurmser.

Austin nickte nur. „Ist jetzt hier noch etwas zu tun, Herr Doktor?"

„Nein. Sagen Sie mir nur bitte, in welchem Hotel Sie absteigen! Ich lasse noch heute abend, sagen wir um acht Uhr, von mir hören!" —

Pünktlich um acht Uhr meldete sich Pavesi. „Den Versuch zur Abfahrt ins Ausland hat das Paar noch nicht gemacht. Auf keiner der großen Linien jedenfalls haben sie unter irgendwelchen falschen Namen gebucht; wir haben das ziemlich genau festgestellt. Über die Grenze sind sie auch nicht gekommen, Italien hat ja den Vorzug, ein Stiefel zu sein, den man oben leicht absperren kann. Sie sind also noch im Lande, und vielleicht kann ich Ihnen schon morgen vormittag, sagen wir zehn Uhr, eine konkrete Mitteilung telephonieren. Im Interesse der Dame wäre es gut, wenn Sie dann auch in Erscheinung träten. Vielleicht stellt Ihnen Herr Sage seinen schweren Wagen zur Verfügung? Ich habe auf alle Fälle auch ein Flugzeug bereitstellen lassen."

Austin Brown saß mit Sage in einem wunderhübschen Lokal, hoch gelegen. Man sah in die abendlichen Lichter von Rom. Er trank einen eisgekühlten dunkelgelben Wein und hörte die Geschichten, die Sage ununterbrochen von der Washingtoner Gesellschaft erzählte. Schließlich entschuldigte er sich: Die Reise und die Aufregungen — „und die Sorge um den General und um Brigitte Warner", hatte Sage ergänzt — hätten ihn ein bißchen angegriffen.

Er ging dann bis gegen Morgengrauen ununterbrochen in seinem Hotelzimmer auf und ab. Er verfaßte ein paar Telegramme an General Warner, die er schließlich alle wieder zerriß.

Er beschloß, den nächsten Tag noch abzuwarten, ehe er die neue, furchtbare Nachricht nach Koblenz weitergab. Er hatte mit dem General über eine Sache nicht gesprochen, und das war die zweite unverzeihliche Dummheit gewesen. Brigitte war mit diesem Hochstapler zusammen abgereist. In Frankfurt hatte man den Kerl gekeścht. Da mußte doch Brigitte gemerkt haben, mit wem sie es zu tun hatte! Trotzdem schien sie an den General nicht geschrieben zu haben, denn der war ja ahnungslos. Erst aus Rom kam ein nichtssagender Brief, der kein Wort von dem Prinzen enthielt. Oder vielleicht doch? Vielleicht wußte Brigitte? Er hatte es ihr ja schon in Koblenz eigentlich klar genug angedeutet, daß dieser Mensch ein Verbrecher sei. Was weiß man von Frauen? Nichts als Unklarheiten, nichts als Dummheiten!

Er hätte viel darum gegeben, jetzt in dieser Nacht auch nur eine Minute mit General Warner zu sprechen. Aber er war eigentlich der festen Überzeugung gewesen, Brigitte sei allein in Rom, um die Enttäuschung und den Skandal zu überwinden. Mit dieser Möglichkeit, daß ein überführter Verbrecher . . . Brigitte konnte nichts wissen!

Um zehn Uhr war Pavesi wieder am Telephon: „Es ist in Ordnung, Kapitän! Es war gar nicht sehr schwer. Der Prinzgemahl — Verzeihung, Herr Kapitän! — hat nicht verhindern können, daß die gnädige Frau ihrer Zofe telegraphiert hat. Sie fühlen sich anscheinend sehr sicher. Messina . . . Sie sind gestellt und beobachtet. Verhaftung nehme ich selbst vor, damit keine Dummheiten geschehen. Im Interesse der Frau Warner . . . Wann sind Sie bereit?"

„In einer Minute", sagte Austin. „Mr. Sage möchte aus den Ihnen bekannten politischen Gründen mitfahren."

„Geht sehr gut! Ich nehme nur einen Beamten mit. Also in zehn Minuten! Heute abend ist alles in Ordnung!"

*

In Neapel blieben Charlie und Brigitte nur ein paar Stunden. Charlie nahm am Bahnhof ein Hotelzimmer, um

sich die Hände zu waschen, wie er sagte. Das sah auf einen verwunschenen und verzauberten kleinen Garten, in dem Feigen und Oleander wucherten. Sie hatten die Tür hinter sich geschlossen; der Geruch von Sträuchern und Kräutern strömte in das Zimmer.

Brigitte sank in seine Arme. Sie wurde in diesem kleinen Hotelzimmer seine Geliebte, seine Frau, wie er sagte, eine heimliche Prinzessin; morgen würden sie bei dem belgischen Konsul in Messina die standesamtliche Trauung vollziehen.

In dem Augenblick, da Charlie ihren Nacken umfaßte und rückwärts bog, durchbrach er die Treulosigkeit seines Lebens, obwohl er log. Er sagte leise: „Du sollst immer an mich glauben, verstehst du? Ich will nur so lange leben, wie du an mich glaubst!"

Sie schloß die Augen, sie versank: „Ich schwöre dir!"

Am Abend saßen sie auf der kleinen Insel Santa Lucia. Charlie hatte sie an den paar großen Restaurants, wo die Mandolinenklänge für die Fremden gestimmt wurden, vorbeigeführt. Sie saßen in einem einfachen, kleinen Ristorante für Bootsverleiher und Sportfischer, das nur hundert Schritt abseits von den eleganten Veranden lag und doch ganz geborgen war in Einfachheit und dunklem Licht.

An dem kleinen Landungssteg lagen Motorboote, die hatten einen starken Scheinwerfer am Bug eingebaut, um mit dem Licht die Fische aus der Tiefe zu locken. Als es dunkler wurde, begannen die Boote abzustoßen und in der Bucht herumzuflitzen. Es sah aus, als ob ein neuer, unwahrscheinlich greller Mondschein über das Wasser huschte.

Sie aßen Spaghetti und ein paar gebratene Fische und tranken den dunkelroten Barolo. Charlie wurde wieder der ausgelassene große Junge, der er an jenem Abend in Koblenz gewesen war. Er begann in der dunkelblauen Wärme der Sommernacht ganz aus sich aufzuwecken; er schien durch nichts beschwert. Er sang ein paar italienische Liedchen mit halber, leiser und schmeichelnder Stimme.

Brigitte fühlte sich so jung und beschwingt, als habe sie einen bösen Traum ihres Lebens niemals geträumt. Charlie plauderte: „Also, Brigitina, Brigittinelle, morgen früh, Messina, gehen wir zum Onkel Konsul, gutem, liebem Onkel Konsul. Er hat schon ein Briefchen und bindet uns fürs Leben. Ach, mehr gebunden kann man ja eigentlich gar nicht sein! Die anderen Dinge sind erledigt. Mein Paß ist in Ordnung, dein Paß ist in Ordnung. Dann gehen wir nach einem kleinen sizilianischen Ort, irgendwo zwischen Palermo und Messina, vergessen und baden, vergessen und lieben uns; niemand soll uns finden, niemand soll von uns wissen. Sonne und Liebe, sehr viel Sonne . . ."

„Vielleicht sprichst du auch einmal eine Minute vernünftig?" sagte Brigitte.

„Schön", sagte Charlie, „dann nehmen wir einen Dampferkahn, wenn der Herbst kommt, vielleicht auch früher, und fahren nach Amerika."

Es war der letzte Satz, in dem die Berechnung aussetzte und nur die Zärtlichkeit sprach. Er dachte, daß man inzwischen irgendwie Taki auftreiben müsse, lebend oder tot, damit der Junge einen neuen Paß besorge; Pässe waren seine Spezialität. Das ließe sich machen. In Messina war früher ein Mann . . . Schön, man hatte ja fünf Wochen Zeit. Morgen mit dem Konsul, das war eine Kleinigkeit . . .

Um zehn Uhr fuhren sie nach dem Hotel am Bahnhof zurück, und holten die kleinen Koffer und gingen zum Zug nach Messina. Charlie hatte Brigitte seit der Abfahrt von Rom nicht einen Augenblick allein gelassen. Jetzt sprach er mit dem Schlafwagenschaffner, zögerte ein wenig und ging dann, ein paar Zeitungen zu besorgen. Seit den Pariser Zufällen war er nervös geworden.

Brigitte stand neben dem Schaffner, der Englisch sprach. Sie lächelte vor sich hin: „Die Männer sind schon hoffnungslos unpraktisch! Ich habe nichts als dieses Reisekostüm; an meine Sachen in Rom denkt niemand. Die Männer sind drollig!" Sie telegraphierte: „Signorina Marietta Pamponi. Eintrefft mit allem Gepäck Messina, benutzt nächsten Zug Rom und Nachtschnellzug Neapel—Messina! Erwarte Sie morgens Bahnhof Messina. Brigitte Warner." Sie überlegte weiter und gab ein zweites Telegramm an die Filiale ihrer amerikanischen Bank in Rom: „Regeln Sie sofort Rechnung für mich!" Sie fügte das verabredete Stichwort für Kabel hinzu: „Onetwoseven. — So, das können Sie, bitte, besorgen!" sagte sie zum Schaffner und gab ihm Geld.

Als Charlie zurückkam — er hatte sich nicht beherrschen können, wenigstens den „Messagero" unterwegs durchzusehen — lächelte sie ihn strahlend an.

„Was gibt es?" fragte Charlie. „Du hast so etwas Verwegenes in dem Lächeln, so etwas überlegen Freundliches . . ."

„Gar nichts, gar nichts! Ihr Männer seid nur ein bißchen töricht und vergeßlich. Wenn wir Frauen nicht wären . . ."

„Ja, wenn ihr Frauen nicht wäret!"

*

Noch einmal, während das heitere Wort verklingt, steht dieser leichtsinnige und lebendige Mensch auf der Waage seines Schicksals.

Wir haben seinen Weg gesehen, seine Untugenden, aber wir wollen auch nicht verhehlen, daß der Ton seiner Stimme von einer klirrenden Männlichkeit war. Wir wollen auch nun, da die Waage seines Lebens unter ihm bebt, keinen Helden aus ihm machen. Wir wollen den Ablauf schildern, wie er vor uns steht und wie er ihm bestimmt ist. Aber es soll auch nicht so sein, daß nur das Abenteuer zu Ende geht.

Wir werden später nichts mehr davon berichten; so sei es denn hier gesagt, bevor der junge Mensch über den heißen Marktplatz von Messina schreitet, daß sein Leben sicher in seiner Hand lag. Er hat eine Entschuldigung für sich: Er liebte nach einem schuldigen Leben; liebte aufrichtig und ohne Lüge. Wenn wir auch nichts mehr darüber sagen, er wird diese Liebe nicht verraten; er wird — vielleicht, ohne es zu wissen — im letzten Schmerz die große Sühne fühlen. Er wird es nicht so denken, denn er ist gewohnt, sich zu verteidigen. Aber es wird so sein, aus ihm herauswachsend und über ihm stehend: Er wird sühnen . . . Er wird keinen Weg zur Freiheit gehen. Er wird mit dem letzten Auslöschen auch die große, letzte Gerechtigkeit an sich selbst vollziehen . . .

*

Über dem kleinen Marktplatz von Messina lag schon am Vormittag die heiße Sonne. Ein paar Rosenbeete; ein Café, das seine Stühle weit vorgeschoben hatte; daneben ein Friseur, dessen Laden keine Scheiben hatte und voll zu überblicken war.

In der Straße zum Hafen hinunter, in dem englische Kriegsschiffe lagen, wohnte der belgische Konsul. Der Konsul war ganz Sizilianer geworden; er lebte über zwanzig Jahre in Messina.

Als die beiden in sein kleines Bureau eintraten, das schäbig genug eingerichtet war, trat ihnen der alte Herr in einem spiegelnden und abgenutzten Schwalbenschwanzrock entgegen. Er sagte gleich nach dem ersten Begrüßungswort: „Oh, welch ein schönes Paar!" Er hatte Erfahrung in schönen Paaren, denn es lag im Lauf der Welt, daß sich die weniger schönen hübsch ruhig in Brüssel oder Antwerpen, vielleicht in Lille oder Paris für das Leben verbinden ließen. Der Beamte hatte eine eigentümliche Art, Ironie mit Altväterlichkeit zu vereinen. „Sie haben mir geschrieben, Herr Baron", sagte er. „Darf ich zunächst um die Papiere bitten? Es gibt da nämlich noch einige Hindernisse, wissen Sie."

Charlie übergab ihm die beiden Pässe, den amerikanischen und den belgischen. „Es gibt keine Schwierigkeiten", sagte er leichthin. „Wir fahren von hier nach Griechenland und dann nach Amerika. Wir sind auf der Reise und wollen unsere Verbindung bei dem ersten zuständigen belgischen Konsul legalisieren lassen."

„Ach, die Frage der Zuständigkeit ist es ja gerade, um die es sich handelt. Wenn Sie wüßten, wieviel Ärger man mit diesen standesamtlichen Sachen hat! Sehen Sie, eigentlich müßten Sie nach Neapel fahren oder, noch richtiger, nach Rom."

„Auch Brüssel ist ganz hübsch", sagte Charlie. „Herr Konsul, wir wollen doch vernünftig reden! Sie haben das Recht, die Handlung, um die wir Sie bitten, zu vollziehen."

„Ach, Herr Baron, ich bin ja entschlossen, bei einem so schönen Paar bin ich immer entschlossen! Auch den Ärger will ich in Kauf nehmen. Es ist ja nur wegen der Gültig-

keit!" Er lächelte leicht. „Aber vielleicht ist das ja nicht immer das Wichtigste außerdem . . ."

„Was hat er gesagt?" fragte Brigitte.

„Oh, der Herr Konsul ist ein alter Zyniker, er zweifelt an der Beständigkeit unserer Liebe."

„Aber, Herr Konsul!" sagte Brigitte und sah den alten Herrn ein wenig belustigt, aber freundlich an.

„Also schön! Lassen Sie mir die beiden Pässe hier und kommen Sie nachmittags nach der Hitze, sagen wir um sechs, mit zwei Zeugen wieder! Sie schrieben da in Ihrem Brief, daß Sie auch Empfehlung unseres Auswärtigen Amtes mitbringen könnten?"

„Mehrere", sagte Charlie.

„Es wäre mir lieb, wenn Sie die Briefe mitbrächten; ich möchte sie auf alle Fälle zu den Akten nehmen", sagte der Konsul. „Wo wohnen Sie?"

„Im Hotel Europa."

„Sie werden wohl nach Taormina gehen? Sie können ja heute noch im Auto hinfahren. Unser gutes Hotel Europa wird ja gerade" — er streifte Brigitte mit einem bewundernden Blick — „nicht allzu angenehm für Sie sein. Also um sechs Uhr, meine Herrschaften! Ich habe die Ehre." Er begleitete die beiden durch den Flur bis zu dem kleinen Vorgarten, der stark nach Heliotrop roch.

(Schluß folgt.)

Florians Erkenntnisse.

Skizze von Dorothea Hollatz.

Ein abendlicher Gang mit dem Koffer auf der Schulter vom Bahnhof zum Strandhotel hat Florians junges Herz entzückt. Er singt noch abends im Bett und pfeift schon, ehe der Hahn kräht. Um die Mittagszeit lehnt er an der väterlichen Limonadenbude und sieht die Strandpromenade entlang, denn er weiß: es geht eine junge Dame vorüber, weiß und schön, und nickt ihm zu: „Da steht ja wieder mein Gepäckträger von neulich!" Und Florian reckt sich blutübergossen hoch und grinst.

Heute bleibt sie sogar stehen. Sie sieht Florian an und fragt: „Kannst du rudern?" — Ja natürlich, er sei doch am Wasser groß geworden. — „Willst du mich morgen mal rudern?" — „Warum erst morgen?" fragt er gedehnt. — „Ja, morgen." Und sie verabredeten die Zeit. „Ist rudern teuer?" fragt sie noch. — „Dreißig Pfennig die Stunde", entgegnet Florian gefaßt und männlich. — „Das geht." —

Das Meer liegt glatt wie blaues Pergamentpapier, als Florian die junge Dame ins Boot führt. „Dorthin?" fragt sie. — „Nein, dahin", deutet er, und sie setzt sich ans Steuer.

Der Junge treibt das Boot mit starken Stößen aufs offene Wasser. Immer, wenn er sich bei dem beweglichen Spiel des Ruderns zurückbeugt, schnellen seine Füße vor, und die derben Bootsstiefel berühren die weißen Strandsandalen der jungen Dame. Sie spürt es kaum; ihm aber wird das Blut in den Adern heiß.

„Florian, das ist eigentlich ein komischer Name", beginnt sie. „Woher hast du den? Und wie alt bist du eigentlich? Ich glaube, ich müßte Sie sagen." — „Sechzehn", antwortet Florian, „da kann man noch Du sagen, ich tu's dann eben auch. Und Florian heiß ich nach meinem Vater. Und du?" — „Anna!" — Florian reißt die Ruder durchs Wasser. Anna? Das ist nichts. So heißen seine Schwestern und Tanten auch. Das ist doch kein Name für ein so helles und städtisches Geschöpf! Er sieht sie an, und sein Blut beginnt zu kochen. Er malt sich aus, daß Anna ihm gehöre, und daß er sie aufs Meer hinausrudern dürfe, so weit er wolle. Und dann würden sie in der Mittagssonne belegtes Brot essen und Saft trinken — keine Brauselimonade aus Vaters Bude. Und seine Brüder, ha, die würden gucken! Aber Anna wird ihn wohl nicht heiraten wollen, sie ist zu schön für ihn. Und vielleicht mag sie ihn auch gar nicht leiden.

Tiefsinnig sieht er den Horizont ab. — „Bist du müde?" fragt Anna, „so mach eine Pause." Er ist nicht müde, aber er zieht die Ruder ein und faltet die Hände auf den braunen Knien. „Der Himmel sieht nicht gut aus", meint er. — „Ach was", ist die Antwort. Und sie lachen sich an. „Du wirst sicher mal ein hübscher Kerl", sagt Anna, „bei uns in der Stadt sind die Jungens nicht so. Sie haben ganz andere Augen. Ich glaube zum Beispiel, daß du nicht lügen kannst." Er denkt nach. Das ist so eine Sache; ein ganz reines Gewissen hat man eigentlich selten, ohne zu wissen warum. „Mag sein", gibt er zur Antwort. Und nun tönt nur das rhythmische Anschlagen des Wassers im Takt mit dem Pochen seines Herzens.

Plötzlich — Florian weiß nicht, woher ihm der Mut kommt — fragt er: „Magst mich heiraten?" — „Warum nicht?" Anna macht lustige Augen und schnippt mit den Fingern. — „Und Kinder haben, eine ganze Menge?" — „Natürlich." Langes Stillsein. — Endlich: „Auch 'ne Kuh oder zwei?" — „Auch das." Aber sie wird nicht melken können, denkt Florian. Und wenn er Mist fährt, wird sie sich die Nase zuhalten. Wer weiß?

Anna beobachtet das Muskelspiel seiner Knie. Ist das ein Kauz, der Florian. So was hat sie noch nicht erlebt! Ob er es im Ernst meint? Er sagt: „Aber die Schuhe da, die weißen, die kannst du dann nur für Sonntags gebrauchen." — „Macht nichts."" — Inzwischen beginnt am Himmel ein dunkles Spiel; das Wasser unterm Kiel wirft Blasen auf. Florian wendet und wirft sich mit aller Kraft in die Riemen. „Muß das sein?" fragt Anna belustigt. Er zieht die Brauen hoch und beschreibt mit dem Kinn einen Halbkreis. — Mitten im Arbeiten geht es ihm heiß durchs Herz: Sagte sie nicht, daß er ein hübscher Junge sei? Er fragt laut mit einer Stimme, die schwer von junger Liebe ist: „Magst mich küssen, du?" — „Freilich", lacht sie sonderbar.

Er läßt die Ruder los und nähert sich ihr kniend. Mit baumstarken Armen sucht er ihre Nähe. Doch sie schreit: „Du bist verrückt, Florian, laß mich los!" — „Du hast's gesagt!" empört er sich. Er ist kein Spielzeug. Seine Liebe wird Wut. Sie stemmt sich mit beiden Händen gegen seinen Mund; er atmet den fremden Duft dieser unverbrauchten Hände. Seine Augen sind dunkel vor Erregung. Das Boot schwankt. „Sei vorsichtig", schreit sie. — „Du hast's gesagt!" — „Das war doch alles nur Spaß; hast du denn das nicht gewußt?" — „Was, Spaß?" — „Alles. Das mit Anna und mit dem Heiraten und den Kühen. Eben alles. Das ist doch klar." — Er sieht sie mit Raubtieraugen an, so daß sie blaß wird bis unter die Haarwurzeln.

Dann biegt er sich zurück, nimmt von neuem die Ruder. Von seinen Schläfen perlt der Schweiß. Anna sitzt vor ihm zusammengesunken da. Sie, die mit sieghaften Händen spielerisch nach des großen Knaben Herz tastete, wagt nicht die Augen zu heben. Er überlegt ein paar lange Sekunden, weiße Blässe im Gesicht; dann spuckt er aus. Und während er mit voller Kraft dem Unwetter zuvorzukommen sucht, geht ihm vieles durch den Sinn: Er sieht sich, den dummen Buben, als Sieger aus einem seltsamen Kampf hervorgehen, und sieht sich gegenüber eine junge Dame von äußerem Liebreiz, gewillt zu spielen, wo auch immer sie ein Spielzeug finden mag, — versagend, wenn es gilt, die Spielregeln zu beherzigen. Farblos, bemitleidenswert und doch nicht ganz so schlecht, wie er noch vor Minuten zu denken geneigt war. Gottlob, er fühlt in sich das gute Blut, das saugt keine Bitterkeit auf, und er beginnt leise zu pfeifen.

Und als Anna ihm zum Abschied das Geld hinhält, nimmt er es — warum nicht? —, aber die Hand, die sie ihm reicht, ergreift er nicht. „Auf Wiedersehen, Florian." Sie hat Tränen in den Augen. — „Leb wohl, Anna."

Und nun pfeift er wieder laut und fröhlich wie zuvor, wenn auch in einer tieferen Tonlage.

Zimmer 33.

Skizze von Ebba Kahlenberg-Berlin

Fred Holgers schlüpfte leise aus der Tür seines Hotelzimmers, schlich mit vorsichtigen, katzenhaften Bewegungen den langen Gang hinunter und wartete ein paar Sekunden vor Nummer 33. Da sich nichts regte — das ganze Hotel lag um diese Zeit in tiefem Schlaf — fuhr der kleine Dietrich ins Schloß.

Im Zimmer 33 war es stockdunkel. Holgers trat ein, zog die Tür hinter sich zu und schob den Riegel vor. Jetzt erst tastete er nach dem Lichtschalter und drehte ihn herum.

In diesem Augenblick hörte er ein Geräusch. Er wandte den Kopf und sah in die schwarze Mündung einer Pistole, die drohend auf ihn gerichtet war.

„Ihre Waffe?"

Holgers deutete auf die linke Tasche seiner Jacke. Es blieb ihm nichts anderes übrig; er mußte den Kampf aufgeben.

„So, nun setzen Sie sich drüben in den Sessel."

Ohne den Revolver sinken zu lassen, verfolgte die blonde Frau in dem schwarzen Schlafanzug jede seiner Bewegungen. Ihre Augen waren starr auf den Eindringling gerichtet, dem sie ihren Willen aufzwang.

„Zigarette?"

„Ich bitte — ja." Fred Holgers wollte gewohnheitsmäßig nach seiner Tasche greifen, aber ein neuer Befehl hinderte ihn daran.

„Bedienen Sie sich aus dem Kasten, der auf dem Tisch steht. Da ist auch Feuer."

Er zündete sich eine Zigarette an und fand bei den ersten Zügen seine Fassung wieder.

„Wollen Sie nicht lieber Ihr greuliches Schießgewehr fortlegen? So ein Ding kann plötzlich losgehen", bat er.

„Kavalieren gegenüber, die des nachts mit Hilfe eines Dietrichs in das Hotelzimmer einer Dame eindringen, erscheint mir Vorsicht geboten", kam es kalt, vielleicht auch ein wenig spöttisch zurück. Fred Holgers lächelte und machte eine kleine Verbeugung.

„Übrigens", die Dame im Schlafanzug ließ sich auf der Lehne des zweiten Sessels ihm gegenüber nieder, „übrigens haben Sie keine Veranlassung zu lächeln, denn Sie sind in eine Falle gegangen."

„Pech! Persönliches Pech", achselzuckte Holgers, „ich hatte im Laufe meiner segensreichen Tätigkeit Zeit genug, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß es einmal schief gehen würde."

„Sie zweifeln doch hoffentlich nicht daran, daß ich Sie sofort der Polizei übergebe?"

Wieder lächelte der Gefangene: „Da Sie selbst mich danach fragen, habe ich noch einige Hoffnung."

„Sie irren sich." Die Frauenhand griff nach dem Zimmertelefon.

„Die Leitung habe ich durchschnitten."

Ihn traf ein Blick voll Anerkennung.

„Auch die Klingelleitung ist nicht in Ordnung."

Es machte Holgers Freude, diese kleinen, wenn auch kläglichen Trümpfe auszuspielen.

„Sie scheinen ein tüchtiger Mann zu sein. Wollen Sie nicht lieber versuchen, ein anständiger Mensch zu werden?"

„Sie haben mein Schicksal in der Hand, meine Gnädigste. Sie sind stärker als ich."

„Geben Sie mir eine Zigarette!" Er schob ihr den Kasten hin und reichte ihr Feuer.

Schön war diese Frau. Verwirrend schön. Holgers tat es fast leid, daß er handeln mußte.

Mit einem geschickten Griff hielt er den Zigarettenkasten in der Hand, eine kurze, energische Bewegung nur aus dem Handgelenk heraus, ein Klirren splitternden Glases . . . das Zimmer war dunkel.

Blitzschnell war Fred Holgers aufgesprungen. Seine Hände tasteten sich vor, er fühlte den kalten Stahl der Pistole. — —

„Sie — nicht ich — haben die Partie verspielt, Genia Nikolajewna", keuchte er und hielt die sich wie rasend Gebärdende fest in seinen Armen. Er hatte ein Kissen ergriffen und drückte es der Frau vors Gesicht, um sie am Schreien zu hindern. Dann suchte er die Nachttischlampe.

„Sie haben verspielt, und jetzt kann ich zurückfragen: Wollen Sie nicht lieber ein anständiger Mensch werden?" Die Waffe, die ihn so lange bedroht hatte, war nun auf seine Widersacherin gerichtet. „Das Spiel ist aus, Genia Nikolajewna. Sie haben viel Schaden gestiftet. Damit ist es jetzt zuende."

Da lachte die blonde Frau im schwarzen Schlafanzug ihm hell ins Gesicht.

„Sie sind ein tüchtiger Mann, Herr . . ."

„Holgers von der Abteilung 1 A."

„. . . Herr Holgers. Alle Achtung. Aber Genia Nikolajewna haben Sie doch nicht gefaßt."

Sein Gesicht war nicht gerade sehr geistreich.

„Wirklich, Sie können mir glauben, denn die sitzt schon seit heute Nachmittag im Untersuchungsgefängnis."

„. . . ? . . . ."

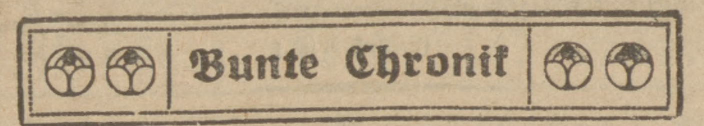
Holgers verstand nicht. Irgendwie kam er sich vor wie ein Junge, der eine Rieseneselei begangen hatte. Er kramte in seinen Taschen.

„Da . . . das ist Ihr Bild!" Er reichte ihr ein Photo.

„Beinahe, aber nicht ganz, denn dieses Bild zeigt die richtige Genia Nikolajewna, die berüchtigte Sowjetagentin, während ich leider nur die nachgemachte bin. Nehmen Sie meine Tasche — dort drüben liegt sie." Er reichte ihr das Täschchen, dem sie eine Karte entnahm.

„Sie sind . . .?"

„Ja, ich bin Ellen Karlin von der Spionageabwehr und hoffe, daß sich die Helfershelfer, die hier im Hotel mit Genia Nikolajewna zusammentreffen wollten, durch Ihren Lärm nicht haben verscheuchen lassen. Das ist nämlich der Zweck meines Hierseins. Und jetzt verschwinden Sie, Herr Kollege, und sagen Sie unten in der Halle, der Portier soll der Dame auf Nr. 33 schleunigst ein paar elektrische Birnen hinaufschicken, damit ich Licht habe, wenn nachher der andere Besuch kommt." — —



Irrfahrt einer Zeppelin-Botschaft.

Gelegentlich einer seiner jüngsten Schweizer-Fahrten hatte das Luftschiff „Graf Zeppelin" über der Stadt Neuenstadt am Bielersee eine mit den deutschen Reichsfarben geschmückte Glückwunschbotschaft abgeworfen, die dem gerade stattfindenden Stapellauf eines neuen Dampfers gelten sollte. Die zu dieser Festlichkeit versammelte Menge sah wohl den Abwurf, aber alles Suchen war vergebens. Man nahm schließlich an, daß Hülle und Inhalt der Botschaft in den See gefallen und untergegangen seien. Dieser Tage kam nun unerwartet auf einer kleinen thüringischen Bahnstation ein Päckchen an, das die Glückwunschadresse des Zeppelins enthielt. Ein Begleitschreiben des Bahnhofsvorstehers brachte auch des Rätsels Lösung. Der in eine Papprolle eingelegte Glückwunsch war nämlich in einen offenen leeren Güterwagen eines gerade durch Neustadt durchfahrenden Zuges gefallen. Beim Öffnen des Wagens in der thüringischen Station fand man die interessante „Ladung" und sandte sie umgehend in die Schweiz zurück, so daß der Glückwunsch, wenn auch verspätet, doch noch den Täufling erreicht hat.

*

Tragödie im Storchnest.

Wenn es wahr ist, wie oft behauptet wird, daß menschliche Gefühle und Leidenschaften auch vielen Tieren nicht fremd sind, so hat ein Storch in dem elsässischen Dorfe Ottersweiler einen überzeugenden Beweis für diese Annahme geliefert. In einem Storchennest waren im Frühjahr dieses Jahres mehrere Junge ausgeschlüpft. Wenige Wochen später kam das männliche Tier durch einen Unfall ums Leben, und die Sorge für den Unterhalt der Familie lag allein auf den Schultern der Storchenmutter, die denn auch ihr Bestes tat, die hungrigen Kleinen zu füttern. Nach einiger Zeit gesellte sich indessen ein anderer Storch zu der trauernden Witwe, der er getreulich in der Aufbringung der Jungen half. In letzter Zeit zeigte der neue Stiefvater indessen unverkennbare Zeichen von Eifersucht; offenbar glaubte er, daß die Störchin ihn nur als brauchbaren Versorger der Familie betrachtete, daß ihre wahre Liebe aber nur den Storchenkindern gelte. Schließlich konnte er sich wohl nicht mehr beherrschen, und eines Morgens warf er sämtliche Jungen zum Nest hinaus, wohl, um die Liebe der Störchin mit keinem anderen teilen zu müssen. Dieser drastische Beweis seiner Zuneigung hat auf jene ihre Wirkung nicht verfehlt: seit kurzem sind vier neue Junge im Nest zu sehen!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg